

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 141 (1862)

Artikel: Die Geschichte von Schreiners Joggeli, oder : "Jeder Kreuzer, gewonnen im Spiel, trägt dem Teufel Prozente viel"

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-373157>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Geschichte von Schreiners Joggeli,

oder:

„Jeder Kreuzer, gewonnen im Spiel,
Trägt dem Teufel Prozente viel.“

Nachstehende Geschichte von Schreiners Joggeli ist weder von einem durchgefallenen Advokaten noch von einem patientenlosen Häfelidoktor erfunden, sondern ist in allen Theilen wahr, und der Kalendermann will sie seinen Lesern nicht vorenthalten, zumal er es mit diesen, wie überhaupt mit allen Leuten auf der Welt, wohl und redlich meint. Wenn diese Erzählung dem freundlichen Leser auf der einen Seite eine müßige Stunde vertreiben hilft, so wird sie ihn dagegen andererseits vielleicht auch zu weiterem Nachdenken bringen; man kann das nicht wissen; auch ist eine gute Lehre oft gerade so schnell gefunden, als eine schlechte, wie denn mitunter auch ein Kalenderstücklein auf das Herz eines gemüthlichen Menschen einen guten Eindruck machen kann.

Joggeli war weder armer, noch reicher Leute Kind; zwischen Arm und Reich ist eben ein himmelweiter Unterschied, und doch leben und liegen Könige und Bettler unter einem Dach, d. h. unter dem blauen Himmel oder — unter einer grünen Rasendecke im stillen Friedhof. Joggeli war der Sohn eines fleißigen, braven Schreinermeisters zu Dörflingen am Rhein; der Vater würde durch seiner Hände Arbeit sicher ein wohlhabender Mann geworden sein, wenn seine Gattin, die Tochter eines etwas naseweisen Gemeinderaths, so haushälterisch als eitel gewesen wäre. Kunden hatte unser Schreiner mehr als genug; denn jedes Stück Arbeit, das unter seinen schaffenden Händen hervorging, lobte seinen Meister, und an der Seite eines tugendhaften Weibes hätte dieser auf das Deutlichste erfahren müssen, wie viel Wahrheit in jenem Sprichwort liegt, das da sagt: „Handwerk hat goldenen Boden.“

Während aber der Vater als fleißiger und geschickter Meister gar manchen harten Thaler verdiente, ging dagegen durch die Ungeschicklichkeit und Hoffahrt der Meisterin ein beträchtlicher Theil des Erworbenen wieder verloren.

Wohl machte Benz, so hieß der Schreiner, wegen des unpraktischen Sinnes seiner Ehehälfte oft genug ein saures Gesicht, murmelte hie und da ein unzufrieden Wort in den Bart hinein oder stellte, wenn die Sache gar zu arg gehen wollte, mitunter den Moralsprediger vor, indem er seiner Frau, die er aufs Zärtlichste liebte, in bescheidener Sprache Vorwürfe machte; leider aber vergebens. Selten überließ ihm bei seiner unverkennbaren Herzensgüte die Galle ganz und dann auch nur für kurze Zeit; so viel Fassung jedoch hatte Benz immer, daß er dachte: Hitzig ist nicht witzig, und mit Honig fängt man leichter Fliegen als mit Essig. So war ihm eben der leiseste Unfrieden in seinem Familienleben von Herzen zuwider, und lieber ertrug er zehn Ungerechtigkeiten, als daß er einem Nebenmenschen nur eine hätte zufügen wollen. Offenbar war das an Benz ein schöner Zug, und mancher Reiche, der gewohnt ist, mit Achselzucken, wo nicht mit Verachtung, auf den arbeitenden Bürgerstand herunterzusehen, hätte von dem Schreiner Benz in Dörflingen lernen können, — und doch ließ sich dieser eine Schwäche zu Schulden kommen: zeigte er auf der einen Seite ein edeldenkendes Herz, das lieber den Frieden im Hause wollte, als des Teufels Zank auf Weg und Steg, so vergaß der hiobsgeduldige Schreiner mitunter, den Ernst seiner männlichen Stellung — gegenüber einem eigensinnigen, hochmüthigen Weibe — zu wahren. Wie man die Sache treibt, so geht sie; mit andern Worten: wie man die Weiber gewöhnt, so hat man sie. Dies ist freilich ein Sprüchlein, das sich schon Mancher zu spät gemerkt hat; aber immerhin ist so viel gewiß, daß sich Meister Benz eine unabhängigere Stellung gesichert und mancher Verdruß ihm vom Halse geblieben wäre, wenn er seiner lieben Ehehälfte zur Zeit gehörig auf die Finger geklopft hätte, nicht mit einem hölzernen Stock, sondern durch einen eisernen Willen, der ein edles natürliches Recht — das Recht, Meister zu sein — für sich behauptet hätte.

Ging's auf diese Weise in Benzens Hause in ökonomischer Hinsicht auch nicht gerade rückwärts, so ging's dagegen auch nicht recht vorwärts; Stillstand ist aber in dergleichen Sachen

so viel als Rückschritt, und wer daran zweifelt, hat leider Gelegenheit genug, sich zu überzeugen, daß die Sache so ist. Unter diesen ökonomischen und moralischen Verhältnissen kam Joggeli als gesunder, starker Knabe zur Welt, dem Vater willkommen, von der Mutter herzlich geliebt. Freute sich Vater Benz zum Voraus auf eine einstige Stütze im Alter, so bot die Mutter Alles auf, auch in der Erziehung des Knaben ihren eigenen Willen zu haben und nur diesem zu folgen.

Schon im frühesten Kindesalter wurde Joggeli, was man eigentlich heißt, verzärtelt. Statt gesunder, kräftiger und der Natur eines Kindes zuträglicher Speisen z. B. wurde Joggeli mit Zucker und Backwerk abgefüttert, und wenn Meister Benz gegen das Verabreichen von solchen Speisen sein Veto einlegte, so wurde, wenn nicht offen, doch hinter seinem Rücken gleichwohl der Eigensinn der Mutter gehörig zu Ehren gezogen. So kam es, daß Joggeli, der schon in einem Alter von kaum 5 Jahren einen hellen Kopf hatte, bald merkte, woran er mit Vater und Mutter war. Was ist natürlicher, als daß er verzogen und bald eben so eigensinnig wurde wie die Mutter? Und verschüttete er's durch seinen Starrsinn hie und da beim Vater, und wollte ihn dieser strafen, so fand das verzogene Söhnchen die Arme seiner Mutter zu seinem Schutze jederzeit offen. Eine solche auseinandergehende Erziehung legt frühzeitig die folgenschwersten Keime in Kinderherzen, und tausend Beispiele beweisen leider täglich, wie viel Wahrheit in diesem Satze liegt; wer sich das merken will, thut wohl daran.

Joggeli's Schuljahre strichen vorüber, ohne daß er sie dazu benutzte, etwas Tüchtiges zu lernen; was in seinen Kopf hinein gebracht werden wollte, das mußte hinein gezwungen werden, akkurat wie bei einem widerspenstigen Thiere das Eingießen von heilsamer Medizin nur mit Anwendung von Gewalt bewerkstelligt werden kann. Hatte Joggeli am Lernen keine Freude, so fand er diese um so mehr in wildem Treiben, in Naschereien und in puppenhafter, kostspieliger Kleidung. Und wurde er für manchen muthwilligen Streich vom Vater oft nach Verdienen gezüchtigt, so schimpfte die Mutter offen und heimlich über barbarische Behandlung

der Kinder, und machte die Besserung des Bürschchens zur Unmöglichkeit und die beste Absicht des Vaters zu Schanden; an das Sprüchlein dachte sie nie: „Wer keine Ruthe kennt, liebt seine Kinder nicht.“

Joggeli wurde fünfzehnjährig; er war ein kräftiger, munterer Bursche. Hatte er in der Schule nicht gar viel gelernt, so hatte er doch außer derselben schon manchen schlimmen Streich gemacht; wäre seine Erziehung dem Vater überlassen worden, er hätte jetzt schon zu den schönsten Hoffnungen berechtigen können; jetzt war's freilich anders. Vater Benz wollte einen Schreiner aus ihm machen; die Mutter schrie Jeter und Mordio: für so ein gewöhnlich Handwerk sei ihr Sohn zu gut und dessen Hände zu zart; die Vorstellungen des wackern Schreiners, daß sein Handwerk ihn doch redlich nähre, und daß auf jedem Plage der menschlichen Gesellschaft eine Bürgerkrone zu verdienen sei, wenn man ihn gut auszufüllen wisse, waren in den Wind gesprochen. Joggeli, der ja schon lange seinen eigenen Willen hatte, wollte ein Goldschmied werden; sein Wille war denn natürlich auch derjenige seiner Mutter, und wollte Vater Benz den Frieden im Hause haben, so mußte er, wohl oder weh, in den sauren Apfel beißen.

Joggeli kam zu einem Meister in die Stadt in die Lehre. Hier mußte er von vorne herein 200 fl. Lehrgeld bezahlen und zudem die Verbindlichkeit eingehen, drei Jahre Lehrzeit auszuhalten.

War die häusliche Erziehung Joggeli's eine verfehlte, so ließ auch sein Lehrmeister in moralischer Beziehung viel zu wünschen übrig. Er arbeitete selbst nicht gern und war mehr in Wirthshäusern anzutreffen, als in seiner Werkstatt, und doch macht nur ein guter Meister gute Jünger. Das war für seinen Lehrling, dem die Sache freilich erwünscht war, ein neuer Fehler; wo er doppelt strenge Aufsicht nöthig gehabt hätte, fehlte sie beinahe gänzlich. Freistunden benutzte Joggeli nicht dazu, Sonntagschulen u. zu besuchen, um sich auszubilden, obwohl er selbst einsah, wie nöthig er dies hätte, sondern ging entweder mit leichtsinnigen Burschen auf das Land hinaus spazieren oder — in die Kneipe. So verlor er bald den letzten Rest seines jugendlichen Zartsinnes, den er vor

seiner Mutter noch gerettet hatte. Zeigte er in der Werkstatt anfangs wenig Geschicklichkeit im Arbeiten, so that er es dagegen im Wirthshaus seinen Kameraden im Trinken, Lärmen und Witzreißern bald genug vor, und frühzeitig hatten die Wirthhe an ihm einen guien Kunden.

Ging das Geld aus, so schrieb Joggeli seiner Mutter. Dieser gab er bald Wahrheit, bald Lügen vor: er brauche für Dies und Jenes Geld, und er war sicher, seinen Zweck zu erreichen, d. h. Geld zu erhalten. Vater Benz mußte „blechen“, ob er wollte oder nicht. So ging's über ein Jahr, und der Hirschenwirth und der Rabenwirth, der Adler und der Löwe, Alle hatten den Joggeli mehr oder weniger in der Kreide. Nach und nach blieb aber das Geld von Hause aus; denn Gram und Kummer hatten den nachgiebigen Vater Benz auf's Krankenlager geworfen, das er nur wieder verließ, um — eine Scholle Erde auf seinen Sarg werfen zu lassen.

Wohl weinten Mutter und Sohn am Grabe des Vaters und Vaters, den sie durch verwerfliche Handlungen in die Grube gebracht, aber die Reue, wenn sie auch ernstlich gewesen wäre, kam zu spät, sie konnte das gebrochene Herz des Vaters nicht wieder zum Leben bringen; wohl schlugen die dumpfen Töne der Todtenglocke mahnend an das Ohr der Fehlenden; aber sie konnten, wenn sie auch die Gewissen erschütterten, Geschehenes nicht mehr ungeschehen machen.

Der heimathliche Herd des Schreiners wurde von harten Gläubigern als Pfand eigenthum angesprochen und ihnen auch gerichtlich eingehändigt. Der Mutter und dem Sohn blieb das Nachsehen. Während Jene froh sein mußte, von armen Verwandten, denen sie nie eine Wohlthat erwiesen, in eine ärmliche Hütte aufgenommen zu werden, ging Dieser wieder zu seinem Meister in die Stadt. Noch wäre es für den Verzogenen Zeit gewesen, sich zu bessern und ein tüchtiges Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden; aber er legte sich nicht ernstlich an die Aenderung seines unglücklichen Lebenswandels; die guten Eindrücke, die der Tod seines Vaters momentan auf sein Herz gemacht hatte, wurden durch schlechte Späße seiner frühern Kameraden nur zu bald erstickt, und Joggeli war wieder ganz der — Alte, und auch an ihm

erwahrte sich das Sprichwort: „Wenn dem Reichen das Unglück bis an die Knie geht, so geht's dem Armen bis an den Hals.“

Verließ der Leichtsinn den Goldschmiedslehrling nicht, so ging ihm dagegen das Geld bald aus, und wo die Quellen versiegen, da trocknet am Ende ein Meer ein.

Das Wirthshauslaufen war bei Joggeli längst zur Leidenschaft geworden, und er hatte von seiner Kindheit an nie gelernt, eine solche zu bezähmen; daher konnte oder wollte er auch hier nicht den Anfang machen. In den Wirthshäusern, in denen er als täglicher Gast bekannt war, ließ er die Zeche auslaufen, so lange die Wirthhe es gestatteten, und als ihnen die Geduld ausging, blieb der Gast — weg. Seine Kameraden hatten kein Geld oder wollten vielmehr keines haben, und so kam es, daß Joggeli aus klingenden Gründen doch eine Zeit lang zu Hause bleiben mußte.

Sei es aus langer Zeit oder wirklich aus dem Grunde, sich bessern zu wollen, geschehen — gleichviel, der Verlassene fing an, anhaltender zu arbeiten, und es gelang seinem Fleiße, manches Stück Arbeit zierlich und geschmackvoll zu vollenden, so daß der Fertigter nicht selten Lob einerntete. Das that Joggeli doch wohl im Herzen und spornte seinen Eifer zu neuer Thatkraft an; hie und da gab's ein kleines Trinkgeld vom Meister oder von Kunden; diese Gaben legte sich der Lehrling auf die Seite und nahm sich vor, sparsam werden zu wollen. Auf Verwenden des Meisters ließ sich Joggeli dazu bewegen, Sonntags bei einem edel gesinnten Künstler Unterricht im Zeichnen und Graviren zu nehmen; das Stundengeld wurde ihm geschenkt. Bald zeigte es sich, daß der Schüler in diesem Fache nicht ohne Talente war, und er brachte es allwöchentlich zu sichtlichem Fortschreiten, so daß Joggeli selbst seine Freude daran hatte.

So verstrichen einige Monate; eines Tages kam ein Graf in die Werkstatt des Goldschmieds, um sich einen schweren Ring auszulesen. Er bezahlte denselben der Meisterin, die in Abwesenheit ihres Mannes handelte, und verlangte, daß man ihm sofort sein Wappen in den Ring eingrabe. Bis zum folgenden Mittag wollte der Graf die Arbeit fertig gemacht haben, weil er nur auf einer Durchreise begriffen war. Der

Meister war aber leider abwesend und kam vor Ablauf von 2 — 3 Tagen nicht nach Hause. Was nun machen? Der Besteller versprach gute Bezahlung, und die Meisterin wollte diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, so im Vorbeigehen möglicher Weise eine gute Einnahme zu machen. Sie hatte es schon einige Mal mitgehört, wenn Joggeli über seine Fortschritte im Zeichnen und Graviren vom Meister gelobt wurde; daher nahm sie, freilich etwas leichtsinnig, kein Bedenken, den Lehrling zu beauftragen, die verlangte Arbeit an die Hand zu nehmen. Joggeli gehorchte, jedoch nicht ohne Zagen. Merkwürdig genug gelang das Wagstück, und der Graf sprach über die gelieferte Arbeit nicht nur seine beste Zufriedenheit aus, sondern beschenkte den angehenden Graveur sehr freigebig, indem er ihm 4 Thaler Trinkgeld gab. Dieser war beinahe außer sich vor Freude, als er nach lange anhaltendem Geldmangel endlich wieder einmal zu 4 Thalern kam. Sein erster Gedanke war, diese zu einigem andern ersparten Gelde zurückzulegen, um einst für die Wanderschaft einen Sparspennig zu haben. Schon war er über seinen gefaßten Vorsatz selbst froh, als plötzlich ein anderer Gedanke seine Stirn verfinsterte. Er war mehreren Wirthen schuldig, und diese sandten ihm nicht nur derbe Zahlungsaufforderungen, sondern es drohten einige mit öffentlichen Mahnungen oder gar mit polizeilicher Ausweisung. Was war zu machen? Alle seine Gläubiger konnte der Schuldner nicht auf ein Mal bezahlen; das Gescheidteste war also, die dringendsten Lärmer zufrieden zu stellen. Das wollte der Bedrängte auch thun und ging mit all seiner Baarschaft, über die er zu verfügen hatte, zum Adlerwirth. Da traf Joggeli seine Spießgesellen an, gegen deren hämische Bemerkungen er einen schweren Stand hatte.

„Ach, da kommt der bekehrte Paulus!“ sagte der lange Peter. „Was Teufels fällt Dir ein, mitten in der Stadt zum Einsiedler werden zu wollen?“ lallte der schon etwas angetrunkene Jörg. „Schont den armen Joggeli!“ grinste Michel, „er wird aus der Schürze der Meisterin Kullzapfen gedreht haben.“ So ging's lange noch; Jeder machte seine Bemerkungen, die jeweils von den Uebrigen mit schallendem Gelächter aufgenommen wurden. Anfangs gereute es

den „Goldjoggeli“, wie der Schreinersohn von seinen Bekannten schlechtweg geheißt wurde, fast, wieder in diese Gesellschaft gerathen zu sein, und in seiner Verlegenheit stürzte er mehrere Gläser guten Wein rasch in seinen Schlund. Wein macht bekanntlich oft Weise zu Narren, und dem Goldjoggeli ging's nicht viel besser; sein Gewissen war bald wieder eingeschläfert, und nun stimmte er ein in den frechen Ton der Zecher.

„Holla, Wirth! da ist ein blanker Thaler, dafür schaffst Wein her; fidel wollen wir sein, ich mag doch nicht immer den Griesgrämigen spielen,“ schrie der Joggeli mit einer Ausgelassenheit, die ihm früher schon eigen war.

„So recht, Goldjoggeli!“ donnerte der Chor, „Du sollst leben!“

Der Wirth ließ sich's nicht zwei Mal sagen, Wein her zu schaffen; denn um einen harten Thaler hätte er viel gethan.

Joggeli klimperte stolz in seinem Hosensack, und weil er Geld hatte, war er, wie's überall geht, Jedermanns Freund. Geld macht Freunde, und Mancher kennt eben das Sprüchlein nicht:

„Wer kann in guten Tagen, So lang das Glück mild Und es zu Tische gilt, Von rechter Liebe sagen? Ob Einer ist mein Freund, Und ob er's treulich meint, Wird daran nicht erkannt, Wenn er mich Bruder nennet.	Wenn's Glück einst von mir weicht — Wer's dann am Besten meint, Und mir die Hände reichet: Der ist mein rechter Freund.“
---	--

„Die Karten her!“ hieß es bald von einigen der lustig Zechenden, die den Goldjoggeli ausnehmen wollten, und dieser wurde beinahe gezwungen, zu spielen. Gespielt hatte er noch nie. Seine Weigerungsgründe, er könne nicht Karten spielen, halfen nichts; man wolle es ihm schon zeigen, hieß es.

Anfänglich wurde um nichts gespielt, um den neu eingeweihten Joggeli mit der Sache vertraut zu machen; dann ging's um einen Kreuzer, dann um zwei, zuletzt um einen Sechser. Man ließ den Joggeli gewinnen, — um ihn lüftern zu machen, und schon hatte er beinahe einen vollständigen Thaler in den Sack gewonnen, als der Vorschlag gemacht wurde, um ein Käseperli (40 fr.) zu spielen. Joggeli wollte zuerst nicht, ließ sich aber bald genug bereden. Zwei, drei Stunden gingen vorüber, das Glück war

dem Neuling hold — er hatte volle 60 fl. gewonnen! Alles Zusammenspielen der Gegner half nichts, und Goldjoggeli verließ freudetrunken das Wirthshaus, nachdem er sich insgeheim beim Wirth aus der Kreide gebracht und seinen Kameraden, halb gezwungen, halb freiwillig, versprochen hatte, morgen Abend wieder zu kommen.

Kaum war der folgende Tag angebrochen, so lief Joggeli zu seinen übrigen Gläubigern, um sich mit ihnen ebenfalls abzufinden. Dann ging's nach Hause an die Arbeit — oder besser gesagt, nur in die Werkstatt; denn mit dem Arbeiten wollte es nicht recht gehen. Noch vor kaum einem Tag glaubte Joggeli selbst, sich auf dem Wege seiner Besserung zu befinden, und jetzt, er fühlte es selbst, war der beste Vorsatz wieder versflogen; er kannte eine neue Leidenschaft — die unglücklichste — das Spiel.

Kaum konnte er den Abend erwarten, um das Glück neuerdings zu versuchen; es blieb ihm auch dies Mal treu, und er gewann zum größten Aerger seiner Spießgesellen abermals über fünfzig Gulden; denn es wurde wieder hoch gespielt, weil die Spielenden Söhne wohlhabender Eltern waren. Mit diesem Gelde schlich er bei guter Zeit nach Hause, natürlich mit dem Vorsatz, sich der trügerischen Fortuna zum dritten Mal in die Arme zu werfen.

Das Ding kam aber anders. Seine Kameraden, die glaubten, dem Joggeli auf ehrlichem Wege nichts anhaben zu können, nahmen ihre Zuflucht zum schlechtesten aller Mittel, zum Betrug. Was Joggeli den Tag zuvor gewonnen, verlor er wieder beim letzten Heller, und knirschend vor Wuth über sein Unglück, wie er es nannte, ging er heute nach Hause. Der Wein hatte ihn ohnehin hizzig gemacht, und er schwor, das heute Verlorene morgen doppelt einzubringen. Unruhig brachte er die Nacht zu. Er war sich's mehr als bewußt, daß er sich einer neuen Leidenschaft hingegeben, die ihm Verderben drohte und ihn mit eiserner Gewalt festhielt.

Wo für den morgigen Abend Geld hernehmen? Das war die Frage. Ohne Geld konnte er offenbar nicht spielen, und leihen würde ihm Niemand, davon hatte er Beweise. Seine Kleider versehen? Das ging wieder nicht; denn er hatte ohnehin beinahe Mangel an solchen. Er sann hin und her und fand keinen Rath. Un-

ter diesen Betrachtungen schlief Joggeli endlich doch ein, und als er erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Rasch warf er sich in die Kleider und ging in seine Werkstatt. Mit dem Arbeiten ging's nicht; er trommelte bald an den Fenstern, bald ging er unruhig im Zimmer umher. Ein böser Gedanke beschäftigte seinen Kopf; man sah es dem Lehrling an, daß er einen schlimmen Vorsatz aus seinem Herzen bannen wollte, ohne es zu können.

So brach der Abend heran und mit ihm die Zeit, da Goldjoggeli Geld haben mußte — komme es, woher es wolle. Er hatte seinen Plan gefaßt. Schon eine Viertelstunde hämmerte er emsig an einem dicken Draht herum; er gab ihm die Form eines Schlüssels, — mit einem Wort, er fertigte einen Nachschlüssel. Mit demselben machte er sich vorsichtig an die Ladenskaffe. Das Oeffnen des künstlichen Schlosses konnte nicht leicht von Statten gehen, und oft wollte es den Anschein haben, als gereue den neuen Verbrecher sein Vorhaben. Er ließ das Schloß wieder unberührt, selbst zurückbeugend vor den gethanen Schritten. Aber da kam dann der Versucher neuerdings in seine Brust und kitzelte ihm einen hübschen Gewinn in blanken Thalern vor. Nur noch einmal, so nahm Joggeli sich vor, wolle er spielen, um sein verlorenes Geld wieder zu erhalten; habe er erst dieses, so sei es ihm ein Leichtes, das aus der Ladenskaffe geraubte Gut wieder zurückzuerstatten und so den Diebstahl wieder ungeschehen zu machen.

Ein kräftiger Ruck am Schloß brachte den Dieb an sein Ziel. Die Kasse lag offen da, und er entwendete aus derselben fünfzig Gulden, mit dem Vorsatz, dieses Geld heute noch, gleich nach seiner Zurückkunft aus dem Spielhause, wieder an den rechten Ort zu thun. Die Kasse wurde wieder geschlossen, als ob nichts vorgefallen wäre. Ein Verbrechen ist die Mutter des andern.

Joggeli war heute der Erste der Spielgesellschaft im Adler; kaum konnte er seine Gesellen erwarten. Nun träumte er von reichem Gewinn. Nach und nach kamen die Uebrigen, und das Spiel begann. Im Anfange schien ihm das Glück wirklich wieder günstig sein zu wollen, doch bald wandte sich die trügerische Göttin den Gegnern zu. Joggeli verlor in Zeit von drei Stun-

den — — Alles! Wie versteinert saß er hinter dem Tische, und der Schrecken lähmte für lange seine Zunge. Er sah deutlich den Abgrund, in den ihn seine Leidenschaft gestürzt, und aus dem ihm die Rettung unmöglich schien.

Endlich brach er in einen Strom von Thränen aus; schluchzend bat er seine Spielgenossen um Zurückgabe des gewonnenen Geldes, sein ganzes zukünftiges Lebensglück hange davon ab.

Man lachte ihn aus.

Er gerieth, als er sah, daß seinen Thränen mit giftigem Hohn geantwortet wurde, in Wuth, schrie von Schurken, von Betrügern u. s. w. — man warf ihn auf die Gasse. Da lag er, verlassen von Jedermann, verachtet von Denen, die ihn kannten, draußen in dunkler Nacht. Sein Herz war noch schwärzer als die nächtliche Finsterniß. Der Unglückliche sah ein, daß er sich in einen Abgrund gestürzt, aus dem ihm Niemand mehr helfen könne. Niedergeschlagen ging er nach Hause in seine Kammer. Der Schlaf floh ihn.

Die Strafe erreichte den Verbrecher bald. In der gleichen Nacht, da Joggeli das geraubte Gut verspielt, war der Goldschmied nach Hause gekommen. Den folgenden Morgen erkundigte er sich nach dem Gang der Geschäfte und untersuchte die — Kasse. Es fehlten die bekannten 50 fl. Anfänglich wurde die Frau des Goldschmieds, dann Joggeli über das Kassendefizit zur Rede gestellt. Die Erstere behauptete, in Sachen keinen Aufschluß geben zu können; der Letztere that ein Gleiches, aber das Verbrechen stand ihm auf der Stirn geschrieben.

Mit kräftiger Faust packte ihn der Meister an der Gurgel und schleppte ihn zum Richter. Anfänglich läugnete der Sünder, gestand aber später dennoch Alles ein. Der Richterspruch lautete, „in Erwägung der Jugend des Verbrechers“, wie es ausdrücklich hieß, auf ein Jahr Zuchthaus. Nach erstandener Strafe wurde Joggeli polizeilich in seine ursprüngliche Heimathgemeinde gebracht. Alles verachtete ihn, Niemand wollte ihn nur als Tagelöhner. In seiner Verzweiflung blieb ihm, nach seiner Meinung, kein anderer Weg offen, als sich anwerben zu lassen.

Joggeli wurde unter ein römisches Regiment gesteckt, war aber unter seinen Kameraden eben so unerträglich, als er es früher unter der bürgerlichen Gesellschaft gewesen war.

Einmal dem Diebstahl verfallen, stahl er einem Obersten, dessen Bedienter er war, im Einverständniß mit einem andern Subjekt, Uhr und Brieftasche. Der Frevel ward verrathen, und die Verbrecher wurden eines Morgens, nachdem sie eingezogen, verhört und der Schuld überwiesen worden, — erschossen.

Als die Nachricht von dem schimpflichen Tode ihres Sohnes zu den Ohren der Mutter kam, erhängte sich diese aus Scham und Verzweiflung.

Die Vorzüge der Armuth.

Wenn du arm bist, so kannst du deine alten Kleider abtragen, ohne daß du dich um die Mode zu kümmern brauchst. Du wirst nicht durch viele Besuche belästigt. Wandernde Musikanten spielen nicht unter deinem Fenster. Keinem Hausfremder fällt es ein, dir mit seinen Waarenanpreisungen lästig zu fallen. Bettelbrieffschreiber lassen dich ungeschoren. Betrüger wissen, daß es vergebliche Mühe ist, dich schröpfen zu wollen. Du übst Mäßigkeit. Du vererschlingst unendlich weniger Gift als andere Leute. Viele Täuschungen und viele Kopfschmerzen bleiben dir erspart, und wenn du einen treuen Freund hast, so kannst du überzeugt sein, daß er deine Freundschaft nicht um deines Geldes wegen sucht.

Mehrgern zur Beachtung.

Welchen schädlichen Einfluß Thierquälerei auf die Gesundheit der betreffenden Thiere ausübt, wie dadurch die Säfte, das Fleisch umgeändert und verdorben werden und, zur Nahrung des Menschen verwendet, den nachtheiligsten Einfluß ausüben, dafür enthalten die Jahrbücher der Arzneiwissenschaft viele unleugbare Thatsachen. Neuerdings ist wahrgenommen worden, daß Menschen nach dem Genuße ganz frischer, jedoch aus einem kurz vor dem Abstecken sehr gekehten Schweine bereiteter Wurst unter Anzeichen der Wurstvergiftung (Schwindel, Trockenheit im Munde, Verlust des Sehvermögens, schmerzliches Schlingen u.) erkrankten. Ähnliche Vergiftungsercheinungen stellten sich nach dem Genuße des Fleisches von einem in einer Drahtschlinge gefangenen, qualvoll verendeten Rebe ein.